

Zeitschrift: Archiv für Tierheilkunde
Herausgeber: Gesellschaft Schweizerischer Thierärzte
Band: 11 (1843)
Heft: 2

Rubrik: Lesefrüchte aus der Journalistik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VI.

Esefrüchte aus der Journalistik.

a. Anatomie.

1.

Die Milchabsonderungsorgane haben eine große Bedeutung bei unsern Hausthieren, sowohl in physiologischer als ökonomischer Rücksicht. Verfolgt man die in der Milchcyste zusammenlaufenden, aus der Schleimhaut gebildeten Milchkanäle, in die Substanz der Drüse, so wird man finden, daß sie durch allmälige Verzweigung immer kleiner und dünner werden, hier und dort Erweiterungen machen, bis sie zuletzt von einer Masse hohler Drüsenkörner umgeben sind, die unmittelbar auf diesen Schleimhautkanälen aufsitzen, und kolbenförmige Läppchen bilden, welche sich mit einander zu größern Lappen und endlich zum ganzen Drüsenkörper verbinden.

Die hohlen Drüsenkörner, welche den Anfangspunkt dieser ersten Gefäßordnung darstellen, sind nicht vollkommen rund, sondern sie haben eine in die Länge gezogene Form, und bestehen aus einem zarten Epithelienblatt, welches eine secernirende Fläche in die Höhlung der Körner bildet. Von Außen ist dasselbe von der der Milchdrüse eigenthümlichen Molekularsubstanz bedeckt, und von einem Gefäßringe umgeben, in welchem das zur Funktion des Drüsenkornes nöthige Blut zirkulirt. Die mit einander in Verbindung stehende Gefäßringe bilden in der Substanz der Drüse ein vielfach verschlungenes Gefäßnetz, in welchem Arterien und Venen mit ihren End- und Anfangspunkten in einander übergehen. In

diesem Bereiche der Drüsensubstanz tritt eine vierte Gefäßordnung hinzu, welche zwischen die vorige gleichsam eingeschoben ist, und dem Resorptionsakte beim Stoffwechsel dient. Diese Ordnung enthält die Lymphgefäße, von welchen man in der Milchdrüse, so wie in allen Absonderungsorganen, zwei Arten unterscheiden kann. Die eine Art hat ihre Wurzeln in der gesammten Molekularsubstanz des Drüsenparenchyms, und übernimmt die Aufnahme und Fortleitung der abgelebten und wieder verflüssigten Moleküle; ihre Zweige sind zahlreicher, im Durchmesser kleiner, als jene der nachstehenden Art, und die aus der Vereinigung entstehenden Stämme führen zu Lymphdrüsen, die auf der obern Fläche des Euters zerstreut liegen, und durch ausführende Lymphgefäße mit den Leistendrüsen in Verbindung stehen; die zweite Art entspringt in der Schleimhaut, welche die Milchcyste und die größern Milchkanäle bildet, ihre feinen Wurzeln vereinigen sich bald zu 4 bis 5 großen Stämmen, die zum Theil am Grunde einer jeden Zitze, zum Theil auch weiter oben, auf die Oberfläche der Drüse treten, und nach Hinwegnahme der allgemeinen Bedeckung und der darunter liegenden Faserhautschichten deutlich sichtbar sind. Die am Zitzengrunde hervortretenden Gefäße dieser Art haben an dieser Stelle schon den Durchmesser einer Laubensfeder, dabei sind sie vielfach gekrümmt, und an den Beugungsstellen bedeutend erweitert, insbesondere bei milchreichen Kühen, wo sie strohend voll mit einer gelblichen Flüssigkeit gefunden werden. Von hier aus laufen sie in geschlängelster Richtung an der nach Außen gekehrten Oberfläche des Euters

nach aufwärts, und theilen sich auf diesem Verlaufe in mehrere Zweige, ohne bedeutend im Durchmesser abzunehmen, eine Eigenthümlichkeit, die bei Kollektivgefäßen, wohin auch die Venen gehören, nur unter den Lymphgefäßen und insbesondere dieser Art so ausgesprochen gefunden wird. Was ihren Bau betrifft, so gleichen sie an Zartheit allen übrigen Saugadern, scheinen aber eine größere Anzahl Klappen zu besitzen, die mit ihren freien Rändern nach oben gerichtet sind. Am obern Ende beider Drüsenhälften beugen sie sich nach einwärts, und gelangen so unter dem daselbst angehäuften Fette auf die obern Flächen derselben, wo sie in zwei vollkommen symmetrisch geformte Organe übergehen, die hier in viel Fett eingewickelt, und von der gelben Faserhaut bedeckt ihre Lage haben.

Diese einer Drüse ähnlichen Organe unterscheiden sich sowohl durch ihre Größe, als durch ihre Form und den innern Bau von den übrigen Lymphdrüsen. Vorzüglich groß sind sie bei der Ruh; ihre Länge beträgt 3, ihre Breite $2\frac{1}{2}$ Zoll, dabei haben sie eine nierenförmige Gestalt und eine rothbraune Farbe; von beiden Seiten sind sie blatt gedrückt, ihr bogenförmiger Rand ist nach Außen gekehrt, und der innere besitzt einen Ausschnitt, zu welchem eine große Anzahl Gefäße verlaufen, die aus der darüber liegenden Verzweigung der Schamschlagader kommen, und in das Innere dieses Organes dringen. Bei näherer Untersuchung findet man, daß sie mit einer weißen Faserhaut umkleidet sind, welche mit der darunterliegenden Substanz fest verbunden ist, und daher schwer davon getrennt werden kann. Durchschneidet

man eine solche Drüse senkrecht von einem Rande zum andern, so kann man deutlich zwei Substanzen unterscheiden, wovon die äußere sehr saftreich, stark geröthet, die innere aber blasser gefärbt ist, und in der Nähe des Hilus einen weißen Streifen zeigt, der mit dem hygmor'schen Körper der Hoden einige Aehnlichkeit hat. Mitten durch die Drüse verlaufen die Verzweigungen der Schamschlagader, eingeschlossen in eigene Scheiden, welche von dem fibrösen Ueberzug dieser Organe gebildet werden; sie kommen an der untern Fläche und an dem bogenförmigen Rande derselben wieder zum Vorschein, um sich in die Substanz der Milchdrüse zu verzweigen. Anderseits treten die oben beschriebenen Lymphgefäße an diesen Stellen in das Innere der Drüse, wo aber ihr Verlauf gänzlich dem Auge entzogen ist; indessen sieht man, daß sich am Hilus mehrere Lymphgefäße erheben, die nach einem kurzen Verlaufe mit jenen, welche von den hintern Gliedmaßen und den benachbarten Theilen kommen, in Verbindung treten. Bei der Stute liegen diese Drüsen an derselben Stelle des Euters, wie bei der Kuh; sie sind aber mehrfach getheilt; auch sind die einzelnen blattgedrückten Drüsenknoten von verschiedener Größe und Form, und stehen entweder unmittelbar, größtentheils aber durch ein kurzes, festes Zellgewebe so in Verbindung, daß an der obern Fläche der vereinigten Drüse eine napfförmige Vertiefung entsteht, die dem Hilus der ungetheilten Drüse bei der Kuh entspricht. Zu dieser napfförmigen Vertiefung laufen die Verzweigungen der äußern Schamschlagader, welche theils durch die Substanz der Drüsenknoten, theils durch das dieselben ver-

bindende Zellgewebe, nach der darunter liegenden Milchdrüse verlaufen, in der sie sich auf dieselbe Weise verästeln, wie bei der Kuh; auch erheben sich aus jener Vertiefung die Lymphgefäße, die von unten aus den Milchbehältern zu diesem Drüsenkomplex gekommen sind, um sich mit den großen Saugaderstämmen zu vereinigen.

Vergleicht man nun den Bau dieser Organe, so wie den Ursprung der zu ihnen führenden Saugadern, mit den Lymphgefäßen und Saugaderknoten der übrigen Organe, so wird man bald einen mächtigen Unterschied gewahr, der auf eine Modifikation ihrer Berrichtung schließen läßt, die darin bestehen dürfte, den serösen Theil der in den Milchgängen und in der Zisterne angehäuften Milch aufzunehmen, und den übrigen Bildungsorganen verändert zuzuführen, wodurch sie bei dem leicht zu störenden Gleichgewicht zwischen Absonderung und Entleerung der Milch als Ausgleichungsapparat dienen. Vorzüglich ist die eben angedeutete Bestimmung dieses Resorptionsapparates bei den Hausfügethieren, welche durch Kultur dahin gebracht wurden, auch außer der Säugezeit Milch zu geben, indem bei dem eigenthümlichen Baue der Zitzenmündungen kein freiwilliger Abfluß der Milch aus den überfüllten Zitzen möglich ist, und somit hierdurch leicht Schmerz im Euter entstehen kann, der die Berrichtung dieses wichtigen Organes stören muß. Wir sehen aber auch, daß diese von der Natur getroffene Fürsorge nicht immer und in allen Fällen hinreicht, Uebelständen dieser Art zu begegnen, indem sich nur zu oft solche Gebrechen des Euters entwickeln, die aus einer versäumten oder unzureichenden

Entleerung der Milch entstehen. Eine Thatsache, die auf die Berrichtung der in Rede stehenden Organe ein nicht unbedeutendes Licht wirft, ist die, daß Kühe, welche vor dem Melken mäßig bewegt werden, eine viel konsistenterere Milch geben, als solche, die ruhig gelassen werden, was doch nur dadurch geschehen kann, daß die durch die passive Bewegung des Euters zur größern Thätigkeit angeregten Saugadern den serösen Theil der Milch aufnehmen, und seiner Bestimmung zuführen; ein Umstand der schon in mehreren Meiereien benutzt wurde, um eine fettreichere und konsistenterere Milch zu erhalten. (Destr. Jahrbücher 1841, Merzheft, S. 343.)

b. Thierzucht und Naturgeschichte der Hausthiere.

2.

Wildes Rindvieh im Chillingham-Park in Northumberland. Es lebt in dieser Gegend Rindvieh im wilden Zustande, und es bleibt ungewiß, ob es zu verwildertem Rindvieh gehört, oder von jeher von wildem abstammt. Nach der Mittheilung des L. Hindmarsh Esq. zu Alwick hierüber, die er vom Besitzer des Parks, dem Grafen Tankerville, selbst erhalten, würde dieses Vieh eher wildes als verwildertes sein. Das Vieh, sagt derselbe, hat alle charakteristischen Merkmale ächter wilden Thiere. Es verbirgt seine Jungen, weidet des Nachts, sonnt sich oder schläft des Tages. Grimmig ist es nur, wenn es in die Enge getrieben wird, sonst zeigt es sich sehr scheu und zieht sich vor Jedermann zurück, was übrigens nach der Jahreszeit und nach der Art, wie man sich ihm nähert, verschieden ist. Im

Sommer habe ich mich Wochenlang vergeblich bemüht, ein Stück zu Gesicht zu bekommen; indem die Thiere sich, so bald sie Jemanden spüren, in den Wald zurückziehen. Im Winter hingegen treten sie an die Futterplätze im Innern des Parks, und da sie sich da an den Menschen gewöhnen, so kann man besonders zu Pferde fast mitten unter sie kommen. Uebrigens bemerkt man an ihnen sehr viel Eigenthümliches. Zuweilen, wenn sie ruhig grasen und man plötzlich, zumal über dem Winde, in ihrer Nähe erscheint, ergreift sie ein panischer Schrecken, und sie galoppiren eines das andere über den Haufen werfend, spornstreichs in ihr Allerheiligstes. Gleich dem Rothwilde, wissen sie die Ungleichheiten des Bodens in der Art zu benutzen, daß, wenn sie verscheucht werden, sie den ganzen Park, ohne daß man sie zu sehen bekommt, durchrennen. Ihre Gestalt ist ungemein schön, ihre Beine sind kurz, der Rücken gerade, die Hörner fein, die Haut dünn. Ihre Stimme gleicht mehr dem eines reißenden Thieres, als der des gezähmtes Kindviehes. Wenn sie zu bestimmten Stunden in den untern Theil des Parks herabkommen, so marschiren sie, wie ein Kavallerieregiment, in einfachen Reihen, wobei die Bullen die Vorhut bilden, so wie sie beim Rückmarsch als Nachtrab dienen.

Die Heerde soll gegenwärtig aus 80 Stücken (40 Kühen, 25 Bullen und 15 Stück Jungvieh) bestehen. Ihre reinweiße Farbe und die schönen halbmondförmigen Hörner geben ihnen, besonders wenn sie sich in Masse bewegen, ein herrliches Aussehen. Nichts an ihnen ist schwarz als die Augenwimpern und Spizen der

Hörner, der Nasenspiegel ist braun, das Innere der Ohren roth oder braun. Selbst die Bullen haben keine Mähnen, sondern nur etwas gröberes Haar auf dem Kämme des Halses. Sie kämpfen um die Oberherrschaft, bis einige der stärksten die übrigen ganz unterjocht haben, später treten sie die Obergewalt denen ab, die ihnen an Stärke überlegen sind. Wenn ein Bulle einige Tage sich von der Heerde entfernt hat, so verliert er das Recht auf diese, bis er dasselbe nochmals erkämpft hat. Die Kühe gebären erst wenn sie drei Jahre alt sind, und bleiben nur kurze Zeit fruchtbar. Nach dem Kalbern verbergen sie ihre Jungen 7 bis 10 Tage lang, und kommen während dieser Zeit täglich 2 bis 3 Mal zu ihnen, um sie zu säugen. Nähert sich Jemand dem Orte, wo sich ein solches Kalb befindet, so legt dieses den Kopf hart an den Boden und drückt sich wie ein Hase im Lager. Die Kühe säugen ihre Kälber 9 Monate. Hr. Beily, welcher einst in diesem Park ein, etwa 2 Tage altes Kalb antraf, streichelte ihm den Kopf, allein es stand auf, stampfte mit den Füßen, blöckte, ging einige Schritte rückwärts, und dann mit aller Kraft auf ihn los. Dieses Kind verträgt den Winter gut, kommt aber bei strenger Kälte in einen Pferch, wo sich Heu für sie befindet. Rüben rühren diese Thiere nicht an. Man läßt sie selten über 9 Jahre alt werden, indem sie in diesem Alter anfangen am Gewichte zu verlieren; die Stiere tödtet man in der Regel wenn sie 6 Jahre alt sind, und sie haben dann ein Gewicht von zirka 5 Cent. Das Fleisch ist schön, mit Fett durchwachsen, im Geschmacke aber von

dem des zahmen Kindes, das mit Heu und Gras gefüttert worden, wenig verschieden. Dem jetzigen Parkwärter Cole gelang es, zwei junge, eingefangene Kälber zu zähmen. Es war ein Bulle und eine Kuh, die ganz so sanftmüthig waren, wie das gezähmte Kindvieh. Der Ochse wurde 13 Jahre alt, und wog als er im besten Stande war 8 Cent. 14 Pfund; die Kuh gab wenig, aber fette Milch. Man ließ sie bei einem zahmen Bullen belegen, allein die Jungen behielten die größte Aehnlichkeit mit ihr.

Im Zustande der Wildheit sterben nur wenige an Krankheiten; in den 33 Jahren, in denen Cole Parkwärter ist, hat er nur zwei Stücke an solchen umkommen sehen, eben so hat sich der Schlag während dieser Zeit nicht im geringsten verändert.

Wenn gleich Chartlei gegenwärtig der einzige Ort sein dürfte, wo man noch ähnliches Vieh findet, wie das an dem so eben bezeichneten Orte, so existirte doch bis gegen das Ende des letztverflossenen Jahrhunderts zu Burton constable in Yorkshire, und zu Drumlanrig in Dumfriesshire solches. Das von Burton constable ward durch eine Seuche vertilgt, und unterschied sich von dem in Rede stehenden Kindvieh nur dadurch, daß die Ohren, der Nasenspiegel und der Schwanzbüschel schwarz waren. Das Vieh, welches früher in Drumlanrig war, beschreibt der Ortsprediger, mit Ausnahme der schwarzen Ohren und Nasenspiegel durchaus weiß, und mähnenlos. 1780 sei dasselbe weggetrieben worden, man habe es nur das wilde Kaledonische Kindvieh genannt. Wie lange das Kindvieh, von dem hier

die Rede ist, im Park zu Chillingham war, weiß sich Niemand zu erinnern, und es wird daher wahrscheinlich, daß es sehr lange her daselbst gewesen sei, und es ist fast unzweifelhaft, daß es von dem, von Boethens in Leslin geschilderten Kaledonischen Kindvieh abstamme. Auch wird es wahrscheinlich, daß das Kindvieh, welches einst im wilden Zustande in Schottland hauste, auch in Nordengland einheimisch gewesen sei, und hier wie dort vertilgt wurde, in einigen Jagdgehägen geschützt worden sei, mithin von wildem Vieh dieser Gegend herstamme, und man muß den Eigenthümern dieses Parks Dank wissen, daß sie dieses bis auf unsere Zeit in seinem ursprünglichen Zustande aufbewahrt haben.

Einmal schien dieses Vieh fast verloren gehen zu wollen. Die Heerde hatte nur 3 Ochsen; 2 tödteten einander im Kampfe, und der dritte war untüchtig zur Fortpflanzung. Männliche Junge, die einige der trächtigen Kühe warfen, beugten indeß diesem vor (Froriep's Not., neue Folge, No. 204.)

c. Arzneilehre.

3.

Dr. Meurer ließ 2 Pferden 4 Tage hinter einander jeden Tag $\frac{1}{2}$ Drachme Arsenik geben, das eine derselben wurde 5, und das andere 30 Stunden nach der Verabreichung der letzten Gabe getödtet. Von diesem wurden ein Stück der Magenschleimhaut, Venen- und Arterien-Blut, Schweiß, während dem Todeskampf abgegangene Exkremente, ein Stück Lunge, ein Stück Herz und ein Stück Gehirn. Von jenem ein Stück Magenschleimhaut, der Leber entzogenes Venenblut, Harn, ein Stück Leber

und ein Stück Niere der Untersuchung auf Arsenikgehalt unterworfen, und es fand sich dieser im Harn, in der Leber und in den Excrementen in ziemlicher Menge. Im Blute, Gehirn und Lunge war derselbe in geringerem Quantum vorhanden. Die Zerstörung der organischen Materie geschah, Behufs dieser Untersuchung, hauptsächlich durch konzentrirte Salpetersäure.

4.

Nach Alfred Taylor (Archives générales de medic nouvelle, août 1841 S. 484) bekam eine Kuh eine Quantität Kohlenfauresblei (Bleiweiß), das zur Mahlerfarbe angemacht, allem Anschein von dem Mahler in der Nähe des Thieres gelassen worden war. Dieses stieß das Gefäß um, und fraß etwa ein halbes Pfund von der lavettgrünen Farbe. Einige Zeit darauf schien die Kuh sehr zu leiden. Sie hatte die Gliedmaßen zusammengezogen, und stemmte den Kopf gegen eine Mauer an, war hartnäckig verstopft, und nach 8 Tagen trat eine allgemeine Lähmung der Muskeln des Rumpfes und der Gliedmaßen ein, so daß das Thier sich nicht mehr stehend erhalten konnte. Es wurde schwefelsaure Magnesia (Bittersalz) in großen Gaben und in der Zwischenzeit eine Mischung aus Kohlenfaurem Ammoniak und Terpentinöl gereicht. Die Kuh erholte sich langsam und wurde erst nach 10wöchentlicher Behandlung ganz geheilt. Sie war zur Zeit, als sich die Vergiftung zutrug, trächtig und verwarf hierauf in 3 Wochen. Die Reagentien, welche benutzt wurden um zu erfahren, ob die Milch der in Frage stehenden Kuh

Blei enthalte, zeigten entweder keines darin, oder doch nur eine geringe Menge.

5.

Die Ammoniakpräparate bilden, wenn sie innerlich angewendet werden, im Magen und Darmkanal eine große Menge Schleim. Diese Schleimbildung erkennt man am deutlichsten, wenn man parallele Vergiftungen mit Kali, Natron, Metallsalzen und mit Säuren anstellt, welche zum Theil unlösliche, zum Theil schleimige Verbindungen mit dem Epithelium eingehen, und wenn man zugleich Epitheliumstücke mit reinem Wasser dem Ammoniak und den angegebenen Salzen und Säuren zusammenreibt. Bei solchen vergleichenden Versuchen erkennt man deutlich, daß die starke Schleimbildung von der Auflösung der Epitheliumzellen durch die Ammoniakpräparate herrührt. Je mehr Zellen aufgelöst werden, desto stärker ist die Schleimbildung. In manchen Fällen steht jedoch die Schleimbildung nicht im Verhältniß zu den aufgelösten Zellen, sondern ist viel größer, wie z. B. bei Anwendung des Salmiak. Die Ammoniakpräparate unterscheiden sich dadurch einigermaßen von einander, daß sie mehr oder weniger schnell die Zellen auflösen, was am schnellsten durch das kauftische Ammonium geschieht; theils dadurch, daß sie mit den Epitheliumbestandtheilen einen Schleim bilden, der bei dem kauftischen und salzsauren Ammoniak am dicksten, beim kohlen-sauren und essig-sauren etwas dünner ist.

Die Ammoniakpräparate werden resorbirt. Am leichtesten überzeugt man sich hiervon, wenn man ein Ammoniakpräparat in eine Zellgewebwunde bringt; aus

der man nach einiger Zeit in mehreren Fällen Alles, in jedem Falle aber den größten Theil desselben resorbiert findet. Im Magen ist dieser Beweis nicht so deutlich zu führen, weil die Menge des Futters die Beobachtung erschwert. Bei Vergiftungen von Wunden aus bemerkt man die Venen der Umgegend mit dunklem sehr flüßigem Blute stark angefüllt, und kann daraus auf den Uebergang des Giftes in das Blut schließen. Die Folge dieser Resorption ist eine Veränderung des Blutes, die darin besteht, daß dieses viel langsamer und weniger fest als gewöhnlich gerinnt. Die Blutkugeln bleiben unverändert, nur beim kauftischen Ammoniak bemerkt man, daß dieselben in den Gefäßen der Applikationsstellen, und in denen, die diesen nahe liegen, aufgelöst werden. So weit kann man die Wirkung der Ammoniaksalze verfolgen, dagegen bleibt es unermittelt, in welchen Verbindungen das Ammonium im Blute, und in den Absonderungen vorkommt, wenn auch einige Thatsachen hier vorliegen, die der Beachtung verdienen. Das langsame und theilweise Gerinnen des Faserstoffes deutet nämlich darauf hin, daß das Ammoniakpräparat diesen Stoff verändert und sich vielleicht chemisch mit demselben verbunden hat. Interessant ist ferner die Beobachtung, daß selbst in Vergiftungen mit sehr großen Gaben von kauftischem und kohlen-saurem Ammoniak weder das Blut noch der Urin alkalisch reagiren, woraus erfolgt, daß diese Substanzen Verbindungen eingegangen sind, die keine alkalische Beschaffenheit mehr haben.

Die Ammoniakpräparate haben eine spezifische Wirkung auf den Dickdarm. In allen Versuchen, in welchen

die oben angeführten Ammoniakpräparate in Wunden gebracht wurden, war der Magen wenig oder gar nicht, der Dünndarm aber stark verändert. Der Zwölffingerdarm und der untere Theil des Dünndarmes weniger als der mittlere Theil des letztern. Der Inhalt dieses Theils des Darmes bestand aus vielem Schleim und Zellenkernen und wenigen Cylinderzellen, und das Epithelium war so weich, daß die Schleimschicht durchaus nicht von dem darunter liegenden gesondert werden konnte, die Zellen sich sehr leicht von einander trennten, und daß noch in der untersten Schicht des Epitheliums viele Zellenkerne mit den Cylinderzellen vermengt vorkamen. Mit der Strukturveränderung des Darmes war eine starke Anschwellung der Blutgefäße mit dünnem Blute verbunden, während die Gefäße des Magens viel weniger angefüllt erschienen.

Die Symptome der Vergiftung durch Ammoniakpräparate sind ähnlich. Bei innerlicher Anwendung erfolgt Unruhe, Unmöglichkeit sich aufrecht zu halten, Liegen auf dem Bauche, schneller Puls und ängstliche Respiration. Wird dasselbe äußerlich in eine Wunde gebracht, so schreien die Thiere heftig, zeigen überhaupt durch Unruhe ihren Schmerz; sowohl bei innerlicher als äußerlicher Anwendung erfolgt bald Starrkrampf. Die peristaltische Bewegung des Darmes wird bei Vergiftungen durch Ammoniaksalze nicht wie durch Blei- und Kupfersalzvergiftungen aufgehoben.

Die Todesursache ist in der veränderten Blutmischung zu suchen, wodurch dann im Gehirn und Rückenmark Veränderungen herbeigeführt werden, die der Wahrneh-

mung bis jetzt noch entgangen sind. Die Anätzung des Darmkanales ist nicht als Todesursache anzusehen, denn bei innerlicher Anwendung des kohlensauren Ammoniaks sind die Störungen in der Schleimhaut verhältnißmäßig gering, und der Tod erfolgt dennoch unter denselben Erscheinungen, wie der durch andere Präparate dieses Mittels verursachte.

Fast ähnliche Wirkungen, wie die Ammoniaksalze sollen die Kali- und Natronsalze im Blut- und Darmkanal hervorrufen, doch seien die Versuche über die Wirkungen dieser noch nicht zu Ende gebracht, und es verspricht Mitscherlich diese fortzusetzen. (Medizinische Zeitung, zehnter Jahrgang 1841.)

6.

In Greifenberg wurde eine Kupfervergiftung bei Gänsen und Enten beobachtet. Ein Kupferschmied brachte 22 dieser Thiere auf seinen Hof, auf welchem sie von dem aus der Werkstätte geworfenen Staub, aus Kupferfeile, Blei, Zinn u. dgl. bestehend, fraßen. Am 3ten Tage erkrankten 9 und diese starben am 4ten, 11 andere gingen am 5ten zu Grunde, und nur 2 blieben am Leben. Der Magen war vergrößert, hart, und enthielt eine Menge Metallstaub. Entzündung war nicht zu bemerken. (Sanitätsbericht von Pommern 1837.)

d. S e u c h e n.

7.

Die Lungenseuche kam im Jahr 1840 in mehreren Gemeinden des Rt. Waadt und Freiburg vor. Sie erschien im Dorfe Vilars le Comte im Februar, wurde aber daselbst anfänglich nicht erkannt. Der Abdecker

fand die daran zu Grunde gegangenen Thiere von der Brustentzündung ergriffen. Von hier aus kam sie durch eine Kuh nach dem Dorfe Denezzy, wo sie längere Zeit herrschte, von einem Stalle in den andern überging, und sehr viele Thiere ergriff, was den auch auf den Gedanken brachte, die erkrankten Thiere insgesammt tödten zu lassen, um der weitem Ausdehnung der Krankheit vorzubeugen. Eine Kuh aus Denezzy wurde im Monat Mai auf den Markt zu Romond im Kt. Freiburg gebracht, daselbst von einem Freiburger gekauft, und auf die Alpen zu anderm Vieh gethan; im Brachmonat erkrankte sie, ohne daß man Verdacht hatte, sie leide an der Lungenseuche, bis im Monat Juli mehrere andere Thiere der 80 Stück starken Herde dasselbe Schicksal hatten, und die Krankheits- und Sterbefälle sich fortwährend mehrten, unter welchen Umständen dann endlich den Medizinalbehörden hiervon Kenntniß gegeben wurde. Die Herde wurde nun getödtet, allein ehe dieses geschehen war, wurde ein Ochse auf einen benachbarten Berg geführt, und eine Färse von der Weide zurückgenommen. Der Ochse erkrankte bald darauf, theilte die Krankheit einer 40 Stück starken Herde mit, so daß man daran denken mußte, auch diese zu tödten, und es ergab sich, daß mehrere anscheinend ganz gesunde Stücke schon daran erkrankt waren. Die Färse war zu 6 Kühen gestellt worden, und da der Stall, worin diese standen, ganz entlegen war, so wollte sich das Sanitätskollegium Freiburgs von der Ansteckbarkeit vergewissern. Ein Mann wurde dazu bestimmt, dieses Vieh ganz allein zu pflegen. Nach einigen Wochen starb die Färse an der Lungen-

feuche, und die dieser zunächst gestandene Kuh war schon bedeutend krank. Daß in diesem Stalle enthaltene Vieh wurde nun geschlachtet, und es fand sich, daß auch einige der entfernter stehenden um so kränker waren, je näher sie der Färse gestanden hatten, und nur die zwei entferntesten befanden sich noch ganz gesund. Die eine der erkrankten Kühe war seit 6 Monaten tragend, und es zeigte sich selbst die Lunge des Foetus krankhaft verändert. Im Kanton Freiburg glaubte man nun die Krankheit getilgt, allein in Bulle brach im Oktober dieselbe abermals aus. Von 4 Kühen in einem Stalle war eine sichtbar krank, sie und die übrigen 3 Stücke wurden getödtet und bei zwei der letztern fand sich die Krankheit im Entstehen begriffen. Man wußte diese aus keiner andern Quelle herzuleiten, als daß die oben gedachte Färse, während ihrer Heimkehr aus den Alpen, eine Nacht in einem nebenstehenden, bloß durch eine dünne Wand von dem letztern geschiedenen Stalle gestanden war. Im Dorfe Denezzy dauerte die Krankheit bis zum Februar 1841, und es verlangten am Ende die Bewohner selbst, daß alles Vieh getödtet werde. Es waren von den 72 Stücken, die diese Gemeinde noch besaß, nicht weniger denn 21 ergriffen, und die übrigen noch gesund. Endlich wurden auf das Verlangen der Bewohner auch noch die Schafe geschlachtet, allein an diesen fand man nichts Krankes, das auf dieses Uebel hätte bezogen werden können. (Mag. der Thierhl. Bd. 8, S. 1.)

8.

In der Provinz Rheinheffen herrscht die Knochenbrüchigkeit in so bedeutendem Grade, daß sie wohl als

Seuche bezeichnet werden kann. Eine Mittheilung von einem Ungenannten sagt: Die Knochenbrüchigkeit grassirt wieder dermaßen unter dem Rindvieh, daß sie wirklich sorgenerregend ist. Bei manchen Landwirthen wird durch den wiederholten Verlust von Rindvieh, welches dieser Krankheit unterliegt, der Grund zu seinem Ruin gelegt. Der Ungenannte beschuldigt als einzige Ursache dieses Uebels den Mangel an Bewegung, indem das Rindvieh hier bei Mangel an Weidegang nie außer den Stall komme, und er ist der Ansicht, es würde die Krankheit in der besagten Provinz noch viel häufiger vorkommen, wenn nicht ein bedeutender Theil des Viehes aus solchen Ländern eingekauft würde, daß weil es in diesen auf die Weide getrieben werde, eine bedeutende Körperstärke erlangt habe.

9.

In den Materialien zu einer medizinischen Topographie des Regierungsbezirkes Gößlin, von Dr. C. W. Pitsch, Rufs Magazin für gesammte Heilkunde, 58. Bd. zweites Heft, S. 191 u. f. w., wird auch der Thierkrankheiten gedacht, und wir entnehmen den hierüber vorhandenen Notizen Einiges, das uns der Bemerkung werth scheint: Im Jahr 1829, sagt derselbe, wurde auf einem Pachtthofe des Stolperkreises eine Krankheit unter den Pferden bemerkt, die binnen sehr kurzer Zeit alle Pferde bis auf zwei wegraffte. Die hervorstechendsten Symptome waren: starker, wäßriger Durchfall, bedeutende Abmagerung und Kraftlosigkeit, kuhhefige Stellung, und nach Stägiger Dauer ruhiger Tod. Die Sektion der sehr abgemagerten Thiere ergab: Ueberfüll-

lung der Lunge mit Blut, viel wässrige Feuchtigkeit in der Brusthöhle, entzündete und mißfarbige Bauchhaut und Netz, mürbe, sehr dunkelfarbe, um das Doppelte ihres gewöhnlichen Volumen vergrößerte Leber, blutige Sauche in der Bauchhöhle. Als die Ursache der Krankheit betrachtete man in zu großer Menge gereichten, nasen Klee. Durch Sperrung wurde die Krankheit auf den Pachthof beschränkt *).

Die Mondblindheit sei daselbst so häufig unter den Pferden, daß sie als entzootisch angesehen werden könne, was den schlechten niedrigen Ställen zugeschrieben wird, in welchen die Pferde gehalten werden. Das Uebel soll so schwer zu heilen sein, daß es fast bei allen daran leidenden gänzliche Blindheit zur Folge habe.

Von der Lungenseuche sagt derselbe: Es ist seit dem Jahr 1816 bis jetzt (1837) selten ein Semester vergangen, in welchem nicht in einzelnen Theilen des Regierungsbezirks die Seuche vorgekommen wäre. In dem Sommer 1816 war die Krankheit in dem Neustettiner-, Dramburger- und Lauenburgerkreise sehr verbreitet, und raffte vieles Vieh weg. Im Jahr 1819 trat sie wieder in mehreren Kreisen, besonders im Darmburger auf, wo sie fast ununterbrochen in verschiedenen Dörfern und in der Stadt Falkenburg bis in den Sommer 1822 hinein dauerte. Im Sommer 1824 wurde diese Krankheit in einem Dorfe des Fürstenthümer- und in einigen des Schlauwerkreises beobachtet; sie währte hier bis ins Frühjahr 1825, und forderte viele Opfer, zu welcher Zeit

*) Diesem nach hielt man die Krankheit für contagiös, oder doch der Ansteckbarkeit verdächtig.

sie dann in andern Kreisen erschien, und bis in den Winter grassirte. Im Sommer 1826 erschien sie im Lauenburgerkreise und im Winter von 1826 auf 1827 in einem Dorfe des Fürstenthümerkreises; in diesem letztern Dorfe traf die Krankheit auf einen Viehstand von 154 Häuptern, und binnen wenigen Wochen hatte sie 70 derselben ergriffen, von denen 45 krepirten. Während des Sommers 1827 dauerte die Seuche hier noch fort, und ein großer Theil der im Winter verschont gebliebenen 84 Thiere wurde davon ergriffen, und mehrere erlagen der Krankheit. Im Jahr 1827 grassirte die Krankheit auch im Schlauer- und im Stolperkreise vom Frühjahr bis zu Ende des Jahres. In einem Dorfe erkrankten 137 Stück, von welchen 70 fielen. Im Jahre 1828 besuchte diese Krankheit den Rumelsbergerkreis, woselbst sie 1830 abermals erschien; im Jahr 1829 trat sie im Stolper- und Neustettinerkreise auf, und 1830 dann abermals im Schlauerkreise, in welchem sie bis 1832 dauerte; 1831 kam sie im Dramburgerkreise und in der Stadt Bütow vor; 1835 im Februar brach die Krankheit in einem Dorfe des Fürstenthümerkreises aus, und dauerte daselbst bis im Mai.

Alle über die Ausbrüche dieser Krankheit eingezogenen Berichte geben die Schuld dem schlechten, verdorbenen Futter, einer moosigen Weide, auf welche das Vieh zu früh aus und zu spät im Jahre eingetrieben wird, schlechtem Trinkwasser, zu großer Anstrengung, den schlechten, niedrigen, schmutzigen, zu heißen Ställen. Mehrere Fälle wurden nachgewiesen, daß Einwohner ihre, von der Seuche ergriffenen Kühe geschlachtet, und das Fleisch

ohne Nachtheil für ihre Gesundheit verzehrt haben. In einem Falle ward mit ziemlicher Evidenz nachgewiesen, daß die Krankheit durch Ansteckung auf eine benachbarte Heerde übergegangen ist*). Der verstorbene Kreisphysikus, Dr. Keutel, machte endlich die Beobachtung, daß bei einer Nervenfieberepidemie unter den Menschen in dem Dorfe Ubedal gleichzeitig die Lungenseuche unter dem Rindvieh herrschte. Beide Krankheiten cessirten mehrere Monate, brachen aber gemeinschaftlich wieder aus.

Die Wuthkrankheit unter den Thieren daselbst muß nicht selten vorkommen, denn so bemerkt Dr. Pitsch, es seien an ihr im Jahr 1822 und 1823 im Neustettinerkreise mehrere Stücke zu Grunde gegangen, 1825 habe ein Hund 33 Stücke gebissen, von welchen nach 4 Wochen 7 zu Grunde gingen. Im Sommer 1826 erlagen ihr im Lauenburgerkreise 26 Kühe, und 1827 mehrere solche in den Kreisen Schivelbein, Dramburg und Rumelsburg. Im Sommer 1828 wurden mehrere Kinder und Schweine von einem tollen Hunde gebissen, und innert 8 bis 9 Tagen gingen alle an der Wuth zu Grunde. Mitte Juli 1829 erlagen in der Stadt Leba 60 Kühe und 10 Kälber dieser Krankheit, eben so mehrere Haupte im Fürstenthumer- und Schlawerkreise. Im Sommer

*) Wenn man sorgfältiger nachgeforscht hätte, so würde man unzweifelhaft auch in den übrigen Fällen die Uebertragung durch Ansteckung haben nachweisen können, aber auch hier hat die vorgefaßte Meinung, die vom Lehrstuhl herab eingepläut sein wird, den Beobachtern einen Spuck gespielt und sehen lassen, was sie zu sehen wünschten.

Anmerk. d. Red.

1830 und 1834 wurden ebenfalls mehrere Stücke in verschiedenen Kreisen von dieser Krankheit getödtet.

Das Blutharnen, der Milzbrand und die Maul- und Klauenseuche kommen daselbst, nach den Angaben des Dr. Pitsch, ziemlich häufig vor, besonders das erstere soll in den Sommern 1822, 1827 und 1828 bedeutenden Schaden gethan haben. Bemerkenswerth ist eine Krankheit, die daselbst unter dem Namen Miether bekannt ist, die häufig unter Rindvieh und Schafen vorkommt. Es ist eine Krankheit des Schlauches und der Ruthe bei männlichen Thieren. Dr. Pitsch sagt hierüber: man beobachtet dieselbe Krankheit auf einigen Gütern mehr als auf andern, am häufigsten aber auf solchen, wo man einen jungen Eichenausschlag auf den Weiden antrifft. Auch eine eigenthümliche Beschaffenheit des Trinkwassers scheint zur Entstehung derselben beizutragen. Die Thiere, bei welchen der Schlauch lang, seine Oeffnung eng und stark mit Haaren bewachsen ist, haben besondere Dispositionen zu diesem Uebel. Durch das Zusammenkleben der Haare an dem Ausgange des Schlauches wird nämlich dessen Oeffnung mehr und mehr verkleinert, das Ausfließen des Urins verhindert, und seine Anhäufung im Schlauche bewirkt. Der hier scharf gewordene Urin erregt Entzündung der den Schlauch auskleidenden Schleimhaut, es entstehen Geschwüre, Feigwarzen. Der Penis wird in Mitleidenschaft gezogen, der Urin fließt tropfenweise, mit Blut und Fauche gemengt, ab, und die Thiere sind in Gefahr, an Harnverhaltung umzustehen. Man erkennt die Krankheit sehr bald an der Anschwellung des Schlauches, am erschwerten Uriniren

und an Aeußerung von Schmerz, sobald man den Schlauch berührt.

Das curative Verfahren des Hrn. Hildebrand ist folgendes: Das kranke Thier wird niedergelegt, aller Schmutz am Schlauche wird mit Seife und lauem Wasser abgewaschen, die die Oeffnung verschließenden Haare werden abgeschoren, der Schlauch wird mit Seifenwasser ausgespritzt, und das Smegma entfernt. Ist die Krankheit noch nicht weit vorgerückt, so reicht dann das öftere Auspinseln des Schlauches mit zerlassenem Talge oder einer Salbe aus Zinkblumen und Schweinefett zur Heilung hin. Im höhern Grade der Krankheit schließt Hildebrand den Schlauch, so weit die Geschwüre reichen, auf, macht am Ende des Schnittes noch zwei kleine Querschnitte, um das schnelle Verheilen der Wunde zu verhüten, und läßt täglich einige Male frischen Theer in den ausgeschlitzten Schlauch einstreichen.

Einer Krankheit, die Weidekrankheit, auch Staupe und Gisse genannt, wird gedacht, und Dr. Pitsch sagt hierüber: An keiner Seuche geht in Pommern so viel Vieh verloren, wie an der sogenannten Staupe, welche an jedem Orte alljährlich wiederkehrt, und ihre Opfer fordert, sie rührt entweder von dem Wechsel der trockenen Fütterung mit grüner, oder dem Besuch der Waldweiden her. Im erstern Falle scheint sie mehr auf Erschlaffung, im zweiten mehr auf Reizung zu beruhen. Rührt die Krankheit vom bezeichneten Futterwechsel her, so fängt sie gewöhnlich mit Steifigkeit der Glieder an, die Freßlust hört auf, das Wiederkauen wird selten; die Kranken lassen Kopf und Ohren hängen, letztere

werden kalt, ebenso die Schnauze und die Extremitäten. Die Augen sind halb geschlossen, der Hinterleib wird aufgetrieben, der Mist selten und schmierig abgesetzt. Der Puls ist klein, häufig, der Herzschlag fühlbar, das Athmen tief. Nachdem die Krankheit 1 bis 2 Tage angebauert hat, werden die Thiere matt, das Aufstehen fällt ihnen schwer; sie bekommen einen übeln Geruch; die Haut ist kalt und lederartig. Bei manchen zeigt sich ein emphysematishes Knistern unter ihr, zuletzt tritt Lähmung und Tod ein. Bei jungen Thieren bemerkt man nicht selten Krämpfe, die sich ganz besonders durch ein stoßweises Ausathmen zu erkennen geben. Wird die Krankheit frühzeitig bemerkt, so reichen Aufgüsse von Gewürzen, bei starker Auftreibung des Bauches mit Branntwein, und bei Krämpfen mit Theriak versetzt, hin. Tritt Lähmung ein, so ist jeder Heilungsversuch vergebens; Abführmittel waren immer schädlich.

Rührt die Krankheit von dem Genuße scharfer Pflanzentheile in Buch- oder Eichwäldern her, so geht das Thier zwar auch steif, allein der Körper, besonders Hörner und Ohren fühlen sich warm an. Das ganze Thier befindet sich in einem aufgeregten Zustande; es ist schreckhaft, der Blick schüchtern, wild; man bemerkt Muskelzuckungen, ja nicht selten das gänzliche Erlahmen eines oder mehrerer Schenkel. Milchkühen verschießt die Milch, oder sie wird blutig, das Euter schwillt an, Freßlust und Wiederkauen schwindet, der Hinterleib treibt auf, das Weiße in den Augen ist blaulicht, jedoch mit einzelnen rothen Nelderchen durchzogen, die Schleimhäute sind geröthet, der Puls ist klein, hart, beschleunigt,

der Herzschlag oft wenig fühlbar, oft prellend, der Mist ist entweder trocken und wird selten abgesetzt, oder er ist dünnflüssig mit Schleim oder Blut vermengt, und wird häufig entleert; der Urin ist dunkelbierbraun, klar, wenig schäumend, oft mit Blut gemengt. Oft sind heftige Krämpfe zugegen; die Thiere verdrehen den Kopf, die Augapfel verkehren sich in ihren Höhlen, das Genick wird hinten übergezogen, so daß die Hörner auf den Hals zu liegen kommen; die Thiere taumeln und stürzen mit dem Maule schäumend zusammen. Im Liegen verdrehen sie Kopf und Hals, und schlagen mit den Füßen. Tritt Schweiß ein, so läßt der Krampf nach, der Blick wird freier und die Thiere stehen auf. Ich ließ bei dieser Krankheit zu Alder (das Blut war meist hochroth) und gab, wenn der Mist sparsam und trocken abgesetzt wurde, Abkochungen von Leinsamen mit Del oder Gänsefett, 4 Unzen auf die Gabe, so wie Kliftiere von demselben Dekokte, ebenfalls mit Del versetzt. Waren heftige Krämpfe zugegen, so leisteten Zusätze von kleinen Gaben Opium zu den Eingüssen gute Dienste; desgleichen Dekokte des Bilsenkrautes mit Leinsamen. Wurde der Mist dünnflüssig entleert, so ließ ich alle Stund ein Quart Haferschleim für sich allein, oder mit etwas Opium verabreichen. In dringenden Fällen gab ich Emulsionen von arabischem Gummi, Del und Opium. Bei Lähmungen einzelner Theile leisteten Haarseile gute Dienste, so wie ich auch das anhaltende Begießen der kranken Thiere mit kaltem Wasser mit Nutzen angewandt habe.

Ähnlichkeit haben beide Formen mit dem Anthrax-

übel, doch habe ich bei keiner Sektion die pathognomonischen Zeichen des Milzbrandes wahrgenommen, indem ich bei erst erwähneter Krankheitsform, außer großen, in Gährung übergegangenen Futtermassen, in anatomisch pathologischer Hinsicht oft gar nichts Erhebliches, bei der letzt gedachten Form der Weidekrankheit, zwar Spuren von stattgefundenen Congestionen des Blutes nach dem Kopfe, den Lungen und sämtlichen Hinterleibsorganen, in keinem Falle aber eine theerartige, sulzige Beschaffenheit des letztern, Ansammlung von gelber Sulze, blauliche Farbe und zu große Mürbheit der festen Theile angetroffen habe. Bei beiden Formen der Weidekrankheit leidet die Ernährung des Körpers, es tritt im Verlaufe derselben ein Faulfieber ein, und die Thiere enden entweder an Lähmung oder unter Krämpfen. Die letzterwähnte Krankheitsform ist häufig noch mit Blutpissen verbunden.

10.

In den österreichischen Jahrbüchern, St. 1., S. 92 bis 107, wird von einem Versuche, betreffend die Impfung der Rinderpest, der zu Zwanda in Bannat von Dr. W. Zama l, Landesthierarzt in Ungarn, gemacht wurde, gesprochen. Von der Annahme ausgehend, die Rinderpest sei eine Hautkrankheit, und in dieser bestärkt durch die Beobachtung in einem Stalle der Grundherrschaft zu Zwanda, in welcher bei einigen, in der Reconvalleszenz von der Rinderpest begriffenen Stücken ein Ausschlag am Kopf und Hals zu sehen war, der bei einigen auch zugleich am Rücken erschien, hier schon überall zu Krusten vertrocknet, wurde derselbe unternommen. 75 Stücke, die des-

wegen, weil sie unter einer Herde gelebt hatten, in der die Kinderpest bereits ausgebrochen war, und auch andere vollkommen gesunde Stücke wurden geimpft. Zur Impfstelle wählte Hr. Z. bei dem weiblichen Vieh das Euter, bei dem männlichen den Hodensack und die nächste Umgebung dieser Theile; als Impfstoff wählte er den Ausfluß aus der Nase eines kranken Stückes. Junges Vieh zeigte größere Anlage zur Krankheit, als ältere Thiere. 8 Tage nach der Impfung brach in der Regel die Krankheit aus, denn vor diesem Tage wurden keine Zeichen der Krankheit wahrgenommen. Diese dauerte 6 bis 10 Tage, in einigen schweren Fällen begann jedoch die Reconvaleszenz erst nach 12 tägiger Dauer derselben, und obgleich sie in der Regel weniger heftig erschien, als bei Thieren, bei denen sie auf andere Weise zu Stande kam, so gab es doch auch Fälle, in welchen sie nicht gefahrlos war. In der Regel war das Fieber mäßig und bei manchen so gelind, daß es leicht übersehen werden konnte. Das Gemeingefühl schien wenig getrübt, die Verdauung hingegen bot bedeutende Abweichungen dar; doch war die Aufnahme von Nahrung selten über 3 Tage verschwunden, und in manchen Fällen hörte die Freßlust nie ganz auf. Der bei den Geimpften eingetretene Durchfall, wenn er auch sehr heftig war, wurde doch niemals blutig und jauchig. Die durch die Einstiche hervorgebrachte Lokalaffektion war folgende: Am zweiten Tage nach der Impfung waren die vernarbten Stellen unbedeutend angeschwollen; den 3ten und 4ten Tag nahm die Anschwellung deutlich zu, und diese war hart und schmerzhaft; am 5ten und 6ten Tage bildete

sich ein Abzeß, und den 7ten bis 8ten war deutliche Fluktuation in diesem vorhanden. Die Eröffnung desselben wies Eiter nach. In jedem war ein länglichter, gleichsam aus Zellgewebe gebildeter Propf. Von 40 der Schutzimpfung unterworfenen Stücken ging nur 1 Stück zu Grunde, von den 75 Stücken, die aus Noth geimpft wurden, erkrankten 28 Stücke nach dem 6ten Tage, und 1 Stück davon ging zu Grunde; sehr wahrscheinlich erkrankten sie in Folge der Impfung. Von den 47 Stücken, die zwischen dem 1ten und 5ten Tage erkrankten, fielen 22 Stücke. Um den weitem Erfolg der Impfung zu prüfen, wurden die Thiere, welche die Krankheit überstanden, bei denen die letztere durch Impfung entstanden war, zu Kinderpestkranken gestellt, und mit ihnen 8 bis 12 Tage gelassen, desgleichen wurde ihnen Nasenausfluß von den an dieser Krankheit Leidenden in die Nase gestrichen; allein sie blieben ganz gesund, während nicht Geimpfte unter denselben Verhältnissen erkrankten.

e. Von Thieren auf Menschen übertragenen Krankheiten.

11.

(Gazette medicale, Tom. IX., Samedi 20. Nov. 1841.)

Bouillaud laß in der Sitzung der Akademie der Arzneikunst zu Paris den 16. Nov. folgende Beobachtung: Ein 17 Jahre alter Jüngling, von kräftigem Körperbau und lymphatischem Temperament, erhielt vor 3 Wochen nach einer heftigen Anstrengung in der Mitte der Brust eine schmerzhaftes Geschwulst; er wurde von Hrn. Belpéau behandelt, und zwar suchte er diese durch ableitende Vesicantien und Mercurialeinreibung zu bekämpfen. In

das Krankenhaus aufgenommen, zeigten sich als Erscheinungen an dem Kranken: stinkender Athem, trockene Lippen, eine mit schwärzlichen Flecken besetzte Zunge, Rothlauf am Gesicht. Die Krankheit wurde nicht erkannt. Das durch eine Blutentleerung erhaltene Blut erhielt eine Entzündungskruste. Den folgenden Tag trat Delirium ein, der Puls schlug 138, es erschienen zahlreiche Pusteln an verschiedenen Theilen des Körpers, insbesondere am Gesicht, die eine auffallende Aehnlichkeit mit denjenigen des Roges zeigten. Der Kranke starb an demselben Tage.

Die Sektion zeigte neben den gewöhnlichen Erscheinungen des Wurmes bei Menschen beträchtliche Abzesse in den Muskeln, mehrere Geschwüre auf der Haut; in den Nasenhöhlen fand man mehrere kleinere und größere Geschwüre (von 4 bis 12 Millemeter) und Pusteln von verschiedener Reife. Ein beträchtliches Geschwür war im Pharynx, und die eine Mandel enthielt Eiter. Erst bei der Sektion wurde mir Dasein des Roges bei dem Gestorbenen klar. Keiner von den Aerzten, die diesen während der Krankheit gesehen hatten, kam auf die wahre Natur der Krankheit; erst nach dem Tode des Kranken erhielt man vom Vater desselben die Auskunft, daß jener mit rothigen Pferden in Berührung gekommen sei. Bouillaud endete mit dem Wunsche, daß die Akademie eine Kommission bestellen möchte, deren Aufgabe es sei, diese Krankheit, an der so viele Opfer fallen, genauer zu untersuchen.

M. Ambroise Lardien wies der Akademie den Kehlkopf und die Luftröhre eines unter dem 10. Nov. 1841 an dem Roke verstorbenen Mannes vor. Dieser war einige Zeit auf der Thierarzneischule zu Alfort, fühlte seit 1837 andauernd Schmerz im Rachen, und war verstopft in der Nase, aus der ein blutiger Schleim ausgeschneuzt wurde. Er zog mehrere Aerzte zu Rath, die aber keine Verletzung des Rachens finden konnten; auch war er nie syphilitisch gewesen. Gegen die Mitte des Juli 1841 kam er wegen eines Abzesses in der Kniebeuge in die Charité; an dem Gaumen hatte er ein schwammiges Geschwür, das der Behandlung mit Mercur und wiederholter Cauterisation widerstand. — Die Kräfte des Kranken nahmen während seinem Aufenthalte in der Charité ab, und den 6. Nov. wurde er mit allen Symptomen des acuten Rokes befallen, und unterlag diesem in 5 Tagen. Außer den gewöhnlichen Erscheinungen des acuten Rokes beim Menschen fand man nicht bloß die Schleimhaut und den weichen Gaumen mit Geschwüren versehen, sondern auch die Knochen ulcerirt. Vom Kehlkopfe an bis zur Theilung der Luftröhre war nur eine Narbe.
